



Interview



»Reiben an den eigenen Grenzen«

Interview mit Midori Seiler

Der Schwerpunkt Ihrer Arbeit liegt auf der Alten Musik. Aus welchem Grund?

Das ist eine Entscheidung des Herzens. Irgendwann stellte sich die Frage, welchen Weg ich gehen wollte. Beides, also Modernes und Historisches, kann ich nicht gleich gut bedienen. Die Unterschiede sind so groß, dass jedes Umschalten zu viel Zeit erfordert, um sinnvoll damit arbeiten und leben zu können. Mir wurde sehr bald klar, dass ich ohne die Sprache, die das historische Instrument zu sprechen vermag, nicht Musik machen möchte.

Also ist Ihnen Authentizität wichtig?

Ja, sehr!

Haben Sie nicht die Befürchtung, dass das heutige Publikum dabei den modernen Klang vermisst?

Wer gerne Bach oder Mozart auf einem Steinway hört, kann das jederzeit tun. Es gibt genügend Musiker, die diesen Geschmack bedienen. Interessant finde ich nur, dass ich immer wieder auf Menschen treffe, die an einem gewissen Punkt feststellen müssen, dass sie von der historischen Aufführungspraxis »verdorben« wurden, also nicht mehr imstande sind, Bach oder Mozart auf einem Steinway zu genießen. Das gilt übrigens gleichermaßen für Konzertbesucher wie für Musiker.

Sie sind Mitglied der Akademie für Alte Musik. Was fasziniert Sie an diesem Projekt?

Seit 1991 bin ich nun dabei. Das war eine lange und spannende Zeit. Wir sind mittlerweile aus Berlin hinaus in die weite Welt gewachsen, so dass man uns in amerikanischen Radiosendern vielleicht noch öfter zu hören bekommt als auf hiesigen Frequenzen.

Sind Sie der Neuen Musik gegenüber eher kritisch eingestellt?

Im Gegenteil! Ich habe immer gerne knifflige Rhythmen gezählt und geübt, solange ich noch moderne Geige spielte.

Wie kommen die anderen Akademie-Mitglieder damit zurecht?

Das Ensemble ist in der Struktur demokratisch, deshalb gibt es viele Punkte, an denen Reibung untereinander nötig und auch erwünscht ist. Das hält jung und lebendig – genauso klingt es auch.

Sie haben bereits mit Ihren drei Schwestern im Quartett gearbeitet. Inwieweit beeinflusst die familiäre Vertrautheit das musikalische Zusammenspiel?

Das gemeinsame Musizieren war immer schon ein fester Bestandteil bei uns zu Hause. Meine Eltern waren beide Pianisten, und auch meine Schwestern sind ja alle Musikerinnen geworden. Es gibt natürlich gewisse Anforderungen im Zusammenspiel, die durch familiäre Vertrautheit sehr vereinfacht werden. Das gemeinsame Atmen beispielsweise ist eine Selbstverständlichkeit, über die nicht, wie normalerweise, erst ein Konsens gefunden werden muss.

Stand es in Ihrer Familie überhaupt zur Diskussion, dass Sie eine andere Richtung einschlagen als die der Musik?

Ach, ich habe selbst erkannt, dass Musik machen immer ein »sich Reiben« an den eigenen Grenzen bedeutet, also etwas Anstrengendes ist. Aber trotzdem ist es das, wozu ich nun mal eine Begabung habe, die ich gerne weiterentwickeln möchte.

In Ihrem Elternhaus in Salzburg trafen zwei Kulturen aufeinander: die bayrische und die japanische. Wie haben Sie diesen Kontrast erlebt?

Vor allem die Kommunikation ist in den beiden Kulturen sehr unterschiedlich. Die deutschen Umgangsformen verlangen eine größtmögliche Aufrichtigkeit, die manchmal auch keine Kompromisse kennt. In Japan ist die oberste Priorität die Höflichkeit. Die eigenen Emotionen und Interessen dürfen die Atmosphäre nicht trüben.

Welcher der beiden Kulturen fühlen Sie sich persönlich näher?

Beide Systeme haben ihr Gutes. Für mich ist es wichtig, dass ich mir stets über meine Gefühle klar bin, auch wenn es mal nicht angemessen ist, sie auszudrücken. Näher in ästhetischen Dingen fühle ich mich der japanischen Kultur, und doch hat meine kulturelle Sozialisation ausschließlich in Europa stattgefunden. Also eine echte Mischung, wenn man so will.

Wie sieht es z.B. mit dem Essen aus? Kommt bei Ihnen eher typisch Japanisches oder doch lieber deutsche Zünftigkei auf den Tisch?

Ideal finde ich ein Essen, das aus japanischen Köstlichkeiten und einem österreichischen Nachtisch besteht.

Der Nachtisch stammt sicher aus Ihrer Zeit in Salzburg. Ihr Studium führte Sie dann weiter nach Basel, London und schließlich nach Berlin ...

Nach Berlin kam ich nach der Wende, um an der Hochschule für Musik »Hanns Eisler« mein Studium zu beenden. Die Wahl der Stadt hatte vor allem mit dem Lehrer zu tun – mit Prof. Eberhard Feltz, zu dem ich gerne wollte. Der Bruch zu Basel war natürlich so krass wie nur irgend möglich: dort die gepflegte Stadt aus dem Mittelalter, voller Schönheiten, der malerische Fluss mittendurch, und hier dieser extreme kulturelle und politische Umbruch. Berlin fand ich zuerst ziemlich hässlich, stinkend und fordernd. Im Laufe der Jahre habe ich mich natürlich an all das gewöhnt und manches sogar schätzen gelernt. Abgesehen davon hat die Stadt im letzten Jahrzehnt viele kleine Schönheitsoperationen erfahren.

Gibt es etwas, das Sie an Berlin besonders schätzen, in kultureller oder auch anderer Hinsicht?

Ja! Die enorme Vielfalt, Offenheit und Gleichzeitigkeit aller möglichen Gegensätze. Das macht Berlin so lebendig.